

Neuss,
kt 1, 2 u. 4.
detail.

el

öffnet.

Verein.

s 9 Uhr,

nlung.

re;

ersten;

as Comité.

nhüte

reise von
t feinsten

as,

!

Zuch-

gegeben.

Preis

mer,

aren.

hlung.

Werkem

antio 2 Jahre

ker,

l.

erfurth.

el,

nd zeige erge-

berispielplatz

rnblattz.

iel.

Aug. 6,

gs 4 Uhr

ncert,

weisen.

Blatt n.

blätt.

Telephon-Anschluss 53.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Jof. Grünau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Quirinusblatt.
Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kaufkräftigsten Lesepublikum unseres Landes die beste Wirkung. Preis für die 6-gespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Bei größeren Anzeigen und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Anzeigen-Annahme durch alle bewährten Anzeigen-Expeditionen.

Nr. 176. (Zweites Blatt.)

Samstag, 6. August 1892. (Verf. Schrift.)

19. Jahrgang.

G. Politische Wochenplauderei.

(Nachdruck verboten.)

G. Neuß, 2. August.

Die Berliner Weltausstellung ist ein luftiges Ding zwischen Himmel und Erden, zwischen Wollen und Werden hängt sie noch immer. War ist der Kaiser von der Nordlandsreise zurückgekehrt und hat auch Reichskanzler v. Caprivi Vortrag über die Sache gehalten, zu einem Entscheid ist es indessen noch nicht gekommen, man wird noch weitere Urtheile der zunächst beteiligten Kreise, die noch nicht alle eingelaufen, abwarten. Die vorbereitenden Arbeiten gehen mittlerweile ruhig ihren Gang vorwärts. Wenn wir einen Wunsch zur Sache äußern sollen, so wäre es der, daß die ganze Angelegenheit auch wirklich zum Nutzen und Besten des ganzen deutschen Volkes bestellt werde, nicht wie es leider nur zu oft geschieht, zum Dienste der Speculation, welche den ganzen Nutzen in die unersättliche Tasche steckt und so dem Volke vorweg nimmt, was ihm von Rechtswegen zukommt.

Es ist übrigens jetzt wirklich stille Zeit geworden, die nur von dem Vorübergehen der Vismarch'schen Wärmerei, sei es zu Kissingen, Tena oder sonstwo unterbrochen wird.

In etwa führt die Ruhe auch das Tinten- und Drucker'schwarz-Quell der Socialdemokraten Vollmar und Bebel. Es wird hin- und hergeschossen, und es wird dabei Vollmar bereits als ein Mann hingestellt, welcher die sozialdemokratische Partei verjümpe und die Waffen zerbräche, mit denen allein „das Proletariat den Feind fällen“ könne. Wie lange wird es noch dauern, bis Vollmar als ein bewußter oder unbewußter Parteigänger des „kapitalistischen Bourgeoisstaates“ hingestellt wird? Inzwischen scheinen Vollmar und seine bayerischen Anhänger durchaus nicht gewillt zu sein, sich zu unterwerfen, so daß man eine dramatische Fortsetzung dieses für die „Einigkeit“ der sozialdemokratischen Führer charakteristischen Kampfes erwarten kann. Doch lassen wir diese häuslichen Angelegenheiten der „rothen“ feindlichen Brüder. Wir constatieren nur noch, daß es nicht einladend ist, in ihre Hausgenossenschaft einzutreten, denn es tracht in allen Fugen.

Die deutschen Kolonialtruppen haben am Kilimandscharo eine schwere Niederlage erlitten. Dr. Karl Peters hatte als Reichskommissar nach Begründung der Station Marangu,

welche auf seinen Vorschlag den Namen „Kilimandscharostation“ erhielt, die frühere Station am Kilimandscharo, „Moschi“, die seiner Zeit von Herrn von Baleski als Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und Stationschef von Moschi erbaut war, geräumt, ohne sie indeß zu zerstören. Diese Unterlassung war in der Absicht begründet, die Station der ostafrikanischen Gesellschaft wieder zuzustellen, da diese besonders auf Veranlassung von Peters hin eine Faktorei am Kilimandscharo begründen wollte. Die Gesellschaft hatte jedoch ebenfalls Marangu, nicht Moschi, als Sitz gewählt. Der Sultan der Wadischaggas, Meli, der Sohn des verstorbenen deutschfreundlichen Sultans Mandara, der unter dem Einfluß der Deutschland mißgünstigen Engländer steht, nistete sich nun in Moschi ein, besetzte die Station und befestigte sie noch mehr; als der deutsche Chef von Bälou ihn aufforderte, die Station zu verlassen, wurde er von ihm einfach ausgelacht. Bälou meinte, stark genug zu sein, um die Scharen Meli's anzugreifen und ihn mit Gewalt aus der Station zu verjagen. Dies geschah am 9. Juni. Leider hatte sich v. Bälou in dem Feinde verrechnet. Die Wadischaggas zählten mit ihren Verbündeten 3000 Mann und waren mit Hinterladern bewaffnet, welche die auf deutschem Gebiete anfallenden englischen protestantischen Missionäre ihnen geliefert hatten. Herr v. Bälou verfügte dagegen nur über 110 Mann. Das Ende des Kampfes war, daß die deutschen Offiziere von Bälou und Wolfram mit einer Anzahl eingeborener Soldaten und Träger, im Ganzen 44, fielen. Von den Ueberlebenden zog sich der Unteroffizier Bartel mit 12 Soldaten schwer verwundet nach Masinde zurück, der Unteroffizier Wittstock suchte nebst einem Subanenoffizier und 43 Mann einen Zuflucht auf der Kilimandscharostation, die indessen ebenfalls geräumt werden mußte, nachdem die Belagerung gegen die angreifenden Eingeborenen ihre Munition erschöpft hatte. Der Rückzug der Belagerung ging nach der Station Itungu. Inzwischen ist von der Küste unter dem Compagnieführer Johannes, einem ehemaligen Wismann'schen Offizier, Verstärkung nach dem Kilimandscharo abgegangen, um den Sultan Meli zu züchtigen; dieselbe hat Itungu bereits erreicht und legt ihren Vor-marsch fort.

Was würde man, die Frage sei zur Sache nebenbei aufgeworfen, sagen, wenn etwa französische katholische Missionäre sowie die englischen gehandelt hätten? Das Geschrei möchten

wir sehen auf der ganzen Linie der Katholiken-fresser.

Der Fürst Ferdinand von Bulgarien weilt zur Zeit zum Besuche seiner Mutter und Schwester in Coburg. Russisch-offizielle Blätter finden es „auffällig“, daß Fürst Ferdinand so lange im Auslande weile. Ob es denselben bereits zu lang wird, bis der Fürst sich wieder in Bulgarien befindet, um dort von gebungenen russischen Nordhuten bedroht zu werden? Glücklicherweise hat man mit dem Mörder des Ministers Pettschew kurzen Proceß gemacht und das Uebel vollzogen, ehe der russische Ru-bel ihm die goldene Pforte zum Entweichen geöffnet hatte. Dagegen aber auch doppelter Born in St. Petersburg, doch dürfte er unschädlich sein.

Geht der König von Italien nach Genua und wird er dort von einem französischen Geschwader begrüßt werden? Ueber diese Frage zerbrechen sich jetzt die französischen und italienischen Zeitungen den Kopf. In Wahrheit sind die Beziehungen zwischen den beiden „Schwesternationen“ so gespannt, daß es wohl kaum zu einer derartigen Friedensstundgebung kommen dürfte. Schon vor zwei Jahren spielte sich ein ganz ähnlicher Fall ab und man wußte es auch damals in Rom fertig zu bringen, daß der König auf eine schon angekündigte Reise verzichtete, um sich den unbehaglichen Flottenbesuch der Franzosen vom Leibe zu halten. In diplomatischen Kreisen ist man auch diesmal wenigstens darüber ziemlich einig, daß es zu einer handelspolitischen Verständigung zwischen beiden Ländern nicht kommen wird, selbst wenn die Reize und die Flottenbegreifung stattfinden sollte.

In England wird nun also demnächst das Cabinet Salisbury dem Cabinet Gladstone über den voraussehbaren Gang der englischen innern wie äußern Politik noch nicht viele Schlüsse ziehen. Denn in der liberalen gladschoneischen Partei selbst ist man darüber noch ganz uneins, was man zunächst in Angriff nehmen soll. Die einen wollen sogleich an eine Erweiterung und Verbesserung des Wahlrechtes gehen, während die anderen und vor allem der Führer selbst, zuerst einmal die Verhältnisse Irlands durch das bekannte Pomerale regeln wollen. Jedenfalls ist es nicht nur im Interesse der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit wünschenswerth, daß man die Iränder gleich von Beginn, wenn nicht völlig zufriedengestellt, so doch wenigstens nicht vor den Kopf stoßt, denn wenn dieselben ihre Unter-

stützung in den Verhandlungen über das Wahlrecht der liberalen Partei entziehen sollten — so würde diese den Conservativen gegenüber un-streitig in die Minderheit kommen. Daher wird wohl auch Gladstone's Ansicht zur Durch-führung kommen.

Großes Aufsehen machen in Nordamerika die Ausstände und die damit verbundenen blutigen Excesse in den Stahlwerken des Herrn Carnegie in Homestead. Bekanntlich wurde der Leiter dieses Establishments, Fried, von einem Arbeiter durch einen Schuß verwundet, nachdem es schon zu vollständigen Straßenkämpfen zwischen Arbeitern und Polizisten gekommen war. Noch immer herrscht unter den Arbeitern eine unbeschreibliche Aufregung. Wie ist nun diese ganze schlimme Geschichte entstanden?

Nun, dieser Mr. Carnegie ist einer von den sauberen Leuten, deren schöne Theorien mit ihrer häßlichen Praxis in schnur geradem Widerspruch sich befinden. Er ist so ein Amphibium, so ein Zwitterding von einem Kapitalisten und zugleich Socialisten. Er lebt augenblicklich in seiner Heimath, in Schottland, von den Zinsen seines riesigen Vermögens. Seine Mühle benutzt er unter anderem dazu, socialdemokratische Ideen zu verbreiten. So hat er ein Buch geschrieben: „Der Triumph der Demokratie“, darin erklärt er es für eine wahre Schande, reich zu sein. Und dieser selbe Mann, der sich gerne einen Philanthropen und Menschenfreund nennen hört — ob er wohl seine eigenen Ideen an den vierzigtausend Arbeitern, die er in seinen Homestead-Works beschäftigt, zu verwirklichen sucht?

O ja, und wie? Noch vor kurzem verfügte er in der genannten Fabrik eine Lohnherabsetzung von 30 Prozent, ein Verbrechen, durch welches er natürlich die sämtlichen Arbeiter im höchsten Grade verbiterte. Sie wollten sich's nicht gefallen lassen und es kam zum Aufstand. Da ließ der gute menschenfreundliche Carnegie eine ganze Brigade Privatpolizei, wie in Amerika üblich ist — sogenannte Pinkertonleute — gegen die Arbeiter aufbieten. Bis an die Zähne bewaffnet, sollten sie die Arbeiter zu Raaren treiben. So kam es denn zu blutigen Schlächen. Da die Polizisten sich als zu schwach erwiesen, wurden noch einige Tausend Mann Bundes-truppen zu Hilfe gerufen. So ist denn aus dem ursprünglichen Lohnkampf ein wilder Lohnkrieg geworden. Man muß nun abwarten, wie das endet.

Die beiden Schützen.

29) Volkseroman von August Butscher.

„Den Spionen mit der Tochter bezahlen“, ergänzte der Jägermeister sichtlich. „Der hat uns nie einen blauen Nebel vorgebracht. Aber ich denke, man sollte auch ein wenig Deine Tochter fragen.“ Er wandte sich mit den ernst gesprochenen Worten an sie: „Es ist nicht Deine Art, hinter dem Berg zu halten und Furcht kennst Du auch keine. Also sag frisch heraus: Wenn Dir die Wahl gestellt wäre zwischen Rupert und Schmied, wem würdest Du Dein Jawort geben?“

Mit einem heißen Errothen sagte sie herzlich und doch schelmisch:

„Ich hab' mein Jawort.“

Der Jägermeister er schmunzelte.

Ein leises Lächeln umspielte die Lippen der Männer und Schmied sandte einen warmen Blick, dem ein tiefer Athemzug folgte, nach dem Mädchen hinüber, das sich so frischweg bekannte. Der Wadholzerbauer aber murmelte:

„Verflühtes Weibervolk! Lange Haare und kurzen Verstand.“

„Aber ein braves und offenes Herz trotz aller Schürillen“, sagte sein Bruder warm hinzu und fuhr dann fort:

„Das ist die Stimme des Herzens und jetzt kommt für mich und Dich die Stimme der Natur und ich will es kurz heraus sagen, warum ich mit Recht einen Erben einlege: Dein künftiger Eidam ist mein Sohn. Urmare Deinen Vater, Franz, denn so heißt Du.“

Vater und Tochter starrten ungläublich auf den Redner und Schmied wußte nicht, wie ihm war; er blieb regungslos sitzen.

„Das geht denn doch übers Bohnenklee!“ rief der alte Schütze, der den Dufsten ganz vergessen zu haben schien. „Wißt Du uns zum Narren halten?“

„Es ist so“, bestätigte kaltblütig der Kapellensberg. Der Jägermeister aber fuhr mit Wärme fort:

„Ich hab' nichts als meinen Heimathstheil und was man so braucht, wenn man von zweierlei Tugenden angehalten wird. Da traf ich auf die Wadholzer, ich war ja selber einer. Ein Wort gab das andere und im Handumdrehen hatten sie mich eingeponnen. Es war auch besser so, ich hatte doch Gesellschaft, freien Paß, wieder Arbeit, denn ich griff überall mit an, — und Wurst. Das war mein Leben und machte mich wieder heilhaft. Der alte Toni lehrte mich die Gamba und seine Tochter — sie bleibe namentlich — lang dazu, schlug das Cymbal oder tanzte mit dem Tamborin oder den Castagnetten. Sie sang und tanzte sich mir durch die Augen und Ohren ins Herz hinein, ich vergaß auf eine Weile die Vergangenheit und freite sie. Im Wäldchen branten wurden wir regelrecht getraut, ich that's nicht anders, und übers Jahr war der Franz da. Das war ein Leben und ein Glück! Aber es dauerte nicht lange. Jetzt erlernte ich mein Weib kennen. Es kam ein flotter Wadholzer von einem anderen Stamme zu uns und ich hatte bald heraus, daß sie ihn schon früher gekannt und gern gehabt hatte. Jetzt ging das Augenpiel an und ich erfuhr so nebenbei, daß sie mich nur genommen hatte, weil sie meinte, ich bringe ihr mit der Zeit ein Vermögen zu, indem ich das Meinige dem feindlichen Bruder wieder abdrücke. Das empörte mich, und das Andere noch mehr, und so wuchs aus der flüchtigen Liebe der giftige Haß. Meine Wildheit erwachte wieder, es gab fürchterliche Auftritte und — eines Morgens war sie mit ihrem „Golo“ über die Berge und hatte — um mich recht ins Herz zu treffen — das Kind mitgenommen. Was ich in jenen Tagen alles that, ich weiß es nicht mehr, ich war einfach blind vor Wuth. Die ganze Bande hegte ich vorwärts, landauf und landab, aber wir fanden keine Spur. Welchlei war der Vorprung zu groß oder führten mich die Schutze abhichtlich irre. Der alte Toni, der ein rechter Mann war, und fest zu mir hielt, bald ins Gras und dann war ich ohne sonderlichen Anhang, wurde menschlichen und grübelich. So schlepte ich mein Leben weiter und nur meiner Gamba flugte ich zuweilen mein Herzweh. Die Hoffnung, mein Kind zu finden, sein immer tiefer. Da nach vielen, vielen Jahren — am Sterbende des Lehrsers Wagner — enthielte die Schere meines Freundes da ein Reichen am Nacken unseres jungen Freundes, ein Reichen, das untrüglich war, weil ich es ihm in zarter Jugend selber eingeätzt hatte. Und dieses Reichen bewies, daß ich meinen Sohn

gefunden hatte.“ Er schlug die Haare Schmieds zurück und wies auf die Tatuierung. Dann fuhr er fort: „Was der junge Mann von seiner Vergangenheit erzählte, half mir weiter. Die elende Mutter hat das Kind ausgelegt, aber es ist in gute Hände gerathen. Ich bin dort gewesen“ — er zog jetzt Schriftstücke aus der Tasche — „und habe die Wahrheit schwarz auf weiß. Tauf- und Adoptionsurkunden liegen da in beglaubigten Abschriften und dazu eine genaue Darstellung von seinem Lebensgang. Es stimmt alles, und mit meinen eigenen Papieren zusammengehalten, steht es fest, daß der vermeintliche Schmied der eheliche Sohn des Johannes Rausch von Siegmansried ist.“ Er schrie schwermüthig.

Schmied hatte mit weitgeöffneten Augen zugehört und die merkwürdige Geschichte, die ihm erst recht einen Platz unter den Menschen anwies, gleichsam von den Lippen seines Vaters getrunken. Seines Vaters! Ein Jünger überließ seinen Körper und seine Tropfen stiegen in seine Augen.

„Wahr!“ sagte er nur, als der Erzähler geendet und legte seinen Arm um die Schultern des Mannes, der mehr gelitten als er. Er warf seinen Blick auf die Papiere, die sein Menschenrecht verbrieften, der Verzeihen hatte ihn überzeugt und er fühlte sich nach langer Zeit geborgen an der Brust des Mannes, der ihn stumm an sich drückte und seine Wangen streichelte. Er war für ihn ja fast ein kleines Kind, denn nur als solches hatte er ihn gekannt und wußte sich kaum in die Thatsache zu finden, daß er einen erwachsenen Sohn habe, den er für seine Pläne ausspielte wie eine Glücks-tarte. Der verstorbenen Mutter gedachten Vater und Sohn wohl in diesem Augenblicke nicht, wenigstens wurde ihrer mit keinem Worte erwähnt. Es war überhaupt keine bereite Liebeszene, denn die Andern schwiegen ebenfalls und gaben sich ihren Gedanken hin. Nur der Wadholzerbauer angelte nach den Papieren und überlas sie, indem er heftig hauchte und ein „hm, hm“ nach dem anderen hören ließ. Dann bahrte er seine Augen wieder in den Tisch und sah nur zuweilen unter den buschigen Brauen nach seiner Tochter hinüber, die bleich und unruhig in die verglimmende Sonne sah, die ihr vielleicht die goldene Fingerringe des längst erlohten Liebeslebens aufschloß.

Der Kapellensberg zerdrückte eine Thräne und sagte dann die Hände der Beirathen, die für den Augenblick Himmel und Erde vergessen zu haben schienen.

Es war ein hoher Trampf, den der Jägermeister-

zel ausgepielt hatte, und doch schien diese Lösung keine rechte Erlösung zu bedeuten. Es gab da außer bei Vater und Sohn keine weitere Begründung. Urmarmen sind aus der Finde überhaupt nicht daheim. Nur das Häßliche der beiden Schützen unterbrach die eingetretene Stille und die Gläser und Teller standen nach wie vor unberührt.

Dagegen erwachte im Hofe draußen das Leben. Das Gefinde lehrte von den Feldern zurück und ein hochgeladener Wagen dustenden Neues froh wie eine Schildebrü durch die Tannenallee. Auf dem Sattelgaul saß Rupert hoch und staltlich und grüßte ernst und doch mit aufleuchtendem Auge nach dem Mädchen am Fenster hinüber, das nur ein wenig das schöne Haupt neigte.

„Das war's also“, sagte nach einer Weile der Jägerbauer, dem die Papiere Gelegenheit gegeben hatten, seine Unruhe zu bemänteln. „Es passiren doch laudere Geschichten auf der Welt und man hat da im Handumdrehen einen Bruder und einen Vater.“ — er machte die Augen ganz klein und sah mißtraulich auf den jungen Mann hinüber, der mit seltsamem Lächeln die Hand seines Vaters hielt — „ich weiß, nicht wie mir ist, ich kann den Gedanken nicht los werden, daß die Geschichte mit dem Theaterstück, das mir noch wie viel in den Gliedern liegt, doch eine abgetarnte Sache gewesen ist, jetzt erst recht. Wer so hat Komödie spielen können, kann auch im Wadholzerhof einen blauen Nebel machen, und wer weiß, ob Dein Junge, den ich seit der angeponnenen Komödie nie recht hab' verputzen können, nicht mit unter der Dede steckt, um mir den Hof und die Tochter abzupressen. Dumm angelegt ist die Sache nicht und er zielt nicht schlecht, aber —“

Schmied war wie eine Rakete aufgefahren und auch die Senz trat mit blühenden Augen an den Tisch, aber der Jägermeister drückte ihn auf den Stuhl zurück und rief zornig:

„Wißt Du still sein mit Deinen gütigen Sprüchen, ehrvergeßener und meineliger Hollente? Was, meinen braven und grübelreichen Sohn wilst Du auch jetzt noch schlecht machen? Keine Ader ist falsch an ihm. Er hat nichts gewußt und ist nur geschoben worden von uns, die wir abrechnen wollen nach der ewigenlangen Zeit und der hollenheissen Qual. Und so frag' ich Dich durchweg noch einmal: Wißt Du gut machen, was Du verbrosen hast, gut machen an den Kindern? denn für uns ist nicht mehr viel zu holen. Du wirst doch wenigstens den Lob fürchten, wenn Du auch den Ewiggen nicht fürchtest, der ihn für Gerechte und Gallanten in

6. Aus Dr. Niederstrauch's unpolitischen Mappe. (Wochenplauderei.)

Mein Nänzel war geschnürt: zum ersten Male sollt' es auf längere Zeit in die Fremde gehen, und dazu noch ins goldene Land der akademischen Freiheit, zur Universität. Den Abschied vergaß ich nie! Drinnen in der Schlafstube, da umarmte mich unter Thränen die gute Mutter, reichte mir Weihwasser und drückte mich schluchzend an ihre Brust. Bei der Hausthür legte mir der Vater die Linke auf die Schulter, sah mich mit den großen treuen Augen fest an, zeichnete mir auf Stirne, Lippe und Wangen das Kreuz und sprach: „Mein Sohn, halte treu zu diesem Zeichen, nun zieh' mit Gott!“

Das war mein Vaterlegen! Hinaus ging's in die Welt, und manchen harten Weg habe ich seitdem beschritten, der Fuß ward wund und müde zuweilen, das Auge sah der Tränen manchen, aber das Kreuz, das mir der Vater als Stab für die Reise ins Leben mitgegeben, es hat mich aufrecht erhalten und dem Auge den rechten Weg gewiesen.

Wenn heute unsere jugendfrohe Welt zur Alma mater zieht, geht's leider oftmals anders. Da ist der Bursche froh, wenn die Mutter ihm statt des Weihwassers ein extra Taschengeld reicht, und der Herr Vater, der den Sohn zur Bahn bringt, der spricht statt seines Segens heute: „Geh, und betrag dich als ein Ehrenmann!“

Ja, diese Ehrenmänner! Fast ist die Phraze so von Leuten mißbraucht worden, die ihrer nicht würdig sind, daß ein ehrlicher Mensch sich geniert, sie auf sich anzuwenden.

Die Resultate der verschiedenen Entlassungen aus dem Elternhause, sie zeigen sich denn auch recht deutlich schon, wenn der „Junge“ zum ersten Mal in Ferien kommt. Da hat er schon schauderhaft viel gelernt in jenen noblen Sitten und Passionen, aber was er verlernt an Religiosität und guten Sitten, darum kümmert sich keine Seele, und daß der junge Mann für die Zukunft ein dem Christenthum verloren gegangener und für das Leben geschwächter Mensch wird, daran denkt er recht Niemand.

Doch davon wollte ich im Besonderen heute nicht sprechen. Mein Bedauern gilt der Vernachlässigung des Kreuzzeichens überhaupt, das doch allen Segen und allein den Segen dieser Welt bedeutet. So manche schöne Sitte, die wie eine grüne Blume, das Auge erquickende Ephraume sich um das Kreuz schlingt, wird heute zum Altmöblichen geworfen, auch von Leuten, die gern gute Christen möchten, und dazu paßt ansehnend das Kreuz nicht.

Die gute alte Zeit! Wo finden wir sie noch? Wie oft treten wir in Häuser, selbst jogen. guter Katholiken ohne daß unser Blick einem Kreuze begegnete? Und doch sollte kein Platz, der Ehrenplatz im Hause, im besten Zimmer

sein, oder wer geht über unsern Heiland, haben wir uns seiner Gesellschaft zu schämen? Beantworte Jeder die Frage für sich.

Ein schöner Brauch ist auch das Kreuzmachen auf das Brod, über welches ich Einiges dem freundlichen Leser mittheilen möchte.

In manchen Gegenden herrscht bei den Katholiken der schöne Gebrauch, daß der Hausvater oder die Mutter, wenn sie ein Brod anschnitten, zuvor auf dasselbe ein Kreuzzeichen machen. Hierdurch wird sinnreich darauf hingedeutet, daß der gekreuzte Gotteslohn das Brod geheiligt hat, indem er in Gestalt des Brodes sich uns zur Seelennahrung gibt. Ihm wird durch dieses Kreuzzeichen auf dem Brode gehuldigt, und zugleich liegt darin die Bitte — wenn sie auch nicht mit Worten ausgesprochen wird, — daß Gott uns seines Sohnes willen, der bei uns in Brodgestalt weilt, auch uns das irdische Brod zum Leibes- und Seelenheile geheißen lasse.

Schon bei den alten Heiden, lange vor Christi Geburt, war es üblich, den kuchenartig gebackenen Broden zwei Einschnitte aufzutragen in der Gestalt, daß auf jedem dieser runden Brode das Zeichen des Kreuzes erschien. Zwei dieser Einschnitte war, daß man das Brod leicht in vier Theile zerbrechen konnte. Die Alten haben nämlich das Brod niemals zerhackt, sondern sie brachen es mit den Händen entzwei, wie dies überhaupt im Morgenlande gebräuchlich ist. So haben schon die alten Heiden, ohne es zu wissen, prophetisch angedeutet, daß das Brod einst durch den am Kreuze sich aufopfernden Weltretter geheiligt werde.

Es ist daher ganz erklärlich, daß die Christen gleich anfangs die Hostien des Abendmahls mit dem üblichen Kreuze bezeichnet, theils zur Verehrung der alten Sitten, theils aber auch, weil sie dem Kreuzzeichen nun die hohe, auf Christus bezügliche Bedeutung gaben. Dadurch entstand auch bei den Christen des Abendlandes der fromme Brauch, jedes Brod, bevor es zum häuslichen Bedarf angeknitten wird, mit dem heil. Kreuze zu bezeichnen.

Haltet fest daran, ihr christlichen Familien und wenn auch einmal ein ungläubiger Spötter darob die Lippe hoch zieht.

Von einer andern Gewohnheit, die ihre Heimath in Polen hat, möchte ich noch sprechen. Wenn Jemand dort eine Trauerkunde überreicht, so legt er vorab ein Crucifix in die Hände desjenigen, den die Nachricht schmerzlich trifft. Der weiß alsdann, was ihm gewärtigt, daß ein Ereigniß ihm begegnet ist, das seine Ergebung in Gottes Heil. Willen verlangt. Deshalb küßt er das Kreuz und spricht so gewissermaßen den Willkommensgruß über das Leiden, das Gott ihm auferlegt.

„Und was dann Schweres auch die Nothdurft sage, Er hört sie an, ergeben, ohne Klage, Und ob sie noch so Schredliches berichtet.“

Er hält das Kreuz, dran er empor sich richtet.“

Das ist das Kreuz und seine Macht. Das vielgeschmähte Kreuz, dessen sich heute ein so großer Theil der Menschheit schämt, während andere sogar den frevelnden Fuß darauf setzen. So soll's mit uns nicht sein, freundlicher Leser. Wir wollen uns seiner nicht schämen, den Ehrenplatz soll es im Hause haben und die mit ihm verknüpften Gebräuche seien uns heilig. Dann ist das Kreuz unser Stab und Wegweiser auf dem Wege zum Himmel.

Belehrung über das Wesen der Cholera und das während der Cholerazeit zu beobachtende Verhalten.

1. Der Ansteckungsstoff der Cholera befindet sich in den Ausleerungen der Kranken, kann mit diesen auf und in andere Personen und die mannigfaltigsten Gegenstände gerathen und mit denselben verschleppt werden. Solche Gegenstände sind beispielsweise Wäsche, Kleider, Speien, Wasser, Milch und andere Getränke; mit ihnen allen kann, auch wenn an oder in ihnen nur die geringsten, für die natürlichen Sinne nicht wahrnehmbaren Spuren der Ausleerungen vorhanden sind, die Seuche verbreitet werden.

2. Die Ausbreitung nach anderen Orten geschieht daher leicht zunächst dadurch, daß Choleraerkrankte oder krank gewesene Personen oder solche, welche mit denselben in Berührung gekommen sind, den bisherigen Aufenthaltsort verlassen, um vermeintlich an ihm keinen herrschenden Gefahr zu entgehen. Hierfür ist es um mehr zu warnen, als man bei dem Verlassen bereits angeordnet sein kann und man andererseits durch eine geeignete Lebensweise und Befolgung der nachstehenden Vorschriften die Gefahr besser in der gewohnten Heimath zu schätzen vermag.

3. Jeder, der sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß die Krankheit in sein Haus eingeschleppt wird, hüte sich, Menschen, die aus Choleraorten kommen, bei sich aufzunehmen. Schon nach dem Auftreten der ersten Cholerafälle in einem Orte sind die von daher kommenden Personen als solche anzusehen, welche möglicherweise den Krankheitsstoff mit sich führen.

4. In Cholerazeiten soll man eine möglichst geregelte Lebensweise führen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß alle Störungen der Verdauung die Erkrankung an Cholera vorzugsweise begünstigen. Man hüte sich deswegen vor Allem, was Verdauungsstörungen hervorruft, wie Uebermaß von Essen und Trinken, Genuß von schwerverdaulichen Speisen.

Ganz besonders ist alles zu meiden, was Durchfall verursacht oder den Magen verdirbt. Tritt dennoch Durchfall ein, dann ist so früh wie möglich ärztlicher Rath einzuholen.

5. Man genieße keine Nahrungsmittel, welche aus einem Hause stammen, in welchem die Cholera herrscht. Solche Nahrungsmittel, durch welche die Krankheit leicht übertragen werden kann, z. B. Obst, Gemüse, Milch, Butter, frischer Käse, sind zu vermeiden oder nur in gekochtem Zustande zu genießen. Insbesondere wird vor dem Gebrauch ungekochter Milch gewarnt.

6. Alles Wasser, welches durch Roth, Urt, Küchenabfälle oder sonstige Schmutzstoffe verunreinigt sein könnte, ist strengstens zu vermeiden. Verdächtig ist

Wasser, welches aus dem Untergrunde bewohnter Dörfer entnommen wird, ferner aus Sämpfen, Teichen, Wasserläufen, Flüssen, weil sie in der Regel unreine Zuflüsse haben. Als besonders gefährlich gilt Wasser, das durch Auswurfstoffe von Choleraerkranken in irgend einer Weise verunreinigt ist. In Bezug hierauf ist die Aufmerksamkeit vorzugsweise dahin zu richten, daß die vom Reinigen der Gefäße und beschmutzter Wäsche herrührenden Spülwässer nicht in die Brunnen und Gewässer, auch nicht einmal in deren Nähe gelangen. Den besten Schutz gegen Verunreinigung des Brunnenwassers gewähren eiserne Röhrenbrunnen, welche direkt in den Erdboden und in nicht zu geringer Tiefe desselben getrieben sind (abessinische Brunnen).

7. Ist es nicht möglich, sich ein unverdächtigtes Wasser zu beschaffen, dann ist es erforderlich, das Wasser zu kochen und nur gekochtes Wasser zu genießen.

8. Was hier vom Wasser gesagt ist, gilt aber nicht allein vom Trinkwasser, sondern auch von allem zum Hausgebrauch dienenden Wasser, weil im Wasser befindliche Krankheitsstoffe auch durch das zum Spülen der Kleidung, zum Reinigen und Waschen der Speisen, zum Waschen, Baden u. s. w. dienende Wasser dem menschlichen Körper zugeführt werden können.

Ueberhaupt ist dringend vor dem Genuß zu warnen, daß das Trinkwasser allein als der Träger des Krankheitsstoffes anzusehen sei und daß man schon vollkommen gesüßtes, wenn man nur unbedenkliches Wasser oder nur gekochtes Wasser trinkt.

9. Jeder Choleraerkrankte kann der Ausgangspunkt für die weitere Ausbreitung der Krankheit werden und es ist deswegen ratsam, die Kranken, soweit es irgend möglich ist, nicht im Hause zu pflegen, sondern einen Krankenhanke zu übergeben. Ist dies nicht ausführbar, dann halte man wenigstens jeden unnötigen Verkehr von dem Kranken fern.

10. Es bedürfte niemand, den nicht seine Pflicht dahin führt, ein Cholerahaus.

Ebenso bedürfte man zur Cholerazeit keine Orte, wo größere Anhäufungen von Menschen stattfinden (Zahnmärkte, größere Lustfeste u. s. w.).

11. In Räumlichkeiten, in welchen sich Choleraerkrankte befinden, soll man keine Speisen oder Getränke zu sich nehmen, auch im eigenen Interesse nicht rauchen. 12. Da die Ausleerungen der Choleraerkrankten besonders gefährlich sind, so sind die damit beschmutzten Kleider und die Wäsche entweder sofort zu verbrennen oder zu desinficiren.

13. Man wache auf das Sorgfältigste darüber, daß Choleraausleerungen nicht in die Nähe der Brunnen oder der zur Wassernahme dienenden Fußläufe u. s. w. gelangen.

14. Alle mit den Kranken in Berührung gekommenen Gegenstände, welche nicht vernichtet oder desinficirt werden können, müssen in besonderen Desinfektionsanstalten vermittelst heißer Dämpfe unschädlich gemacht oder mindestens sechs Tage lang außer Gebrauch gesetzt und an einem trockenen, möglichst sonnigen, luftigen Orte aufbewahrt werden.

15. Diejenigen, welche mit den Choleraerkrankten oder deren Bett und Bekleidung in Berührung gekommen sind, sollen die Hände alsbald desinficiren. Ganz besonders ist dies erforderlich, wenn eine Verunreinigung mit den Ausleerungen der Kranken stattgefunden hat. Ausdrücklich wird noch gewarnt, mit ungezeigten Händen Speisen zu berühren oder Gegenstände in den Mund zu bringen, welche im Krankenzimmer verunreinigt sein können, z. B. Teller und Trinkgefäße, Cigarren.

16. Wenn ein Todesfall eintritt, ist die Leiche sobald als irgend möglich aus der Wohnung zu entfernen und in ein Leichenhaus zu bringen. Kann das Waschen der Leiche nicht im Leichenhause vorgenommen werden, dann soll es überhaupt unterbleiben.

Das Leichenbegängniß ist so einfach als möglich einzurichten. Das Gefolge betreffe das Sterbehause nicht und man betheilige sich nicht an Leichenfeierlichkeiten.

17. Kleidungsstücke, Wäsche und sonstige Gebrauchsgegenstände von Choleraerkrankten oder Leichen dürfen unter keinen Umständen in Benutzung genommen oder an Andere abgegeben werden, ehe sie desinficirt sind. Namentlich dürfen sie nicht unbedenklich nach anderen Orten verschickt werden.

Die Empfänger von Sendungen, welche derartige Gegenstände aus Choleraorten erhalten, wird dringend gerathen, dieselben sofort wo möglich einer Desinfektionsanstalt zu übergeben oder unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln selbst zu desinficiren.

Choleraanfänge soll nur dann zur Reinigung angenommen werden, wenn dieselbe zuvor desinficirt ist.

18. Andere Schutzmittel gegen Cholera, als die hier genannten, kennt man nicht und es wird vom Gebrauche der in Cholerazeiten regelmäßig angepriesenen medicinischen Schutzmittel (Cholera-Schnaps u. c.) abgerathen.

Ueber die Entfittlichung Rußlands

entnehmen wir das Folgende aus dem soeben im Verlage von L. Ehlmann in Dresden erschienenen ersten Bande des Werkes „Ruthenische Zustände von C. E. Vanin, aus dem Englischen von Rudolph Diehl“. In dem Werke heißt es: Das Rußlandsjahr genährt eine gute Gelegenheit, einmal das wahre Wesen jener vaterländischen Fürsorge zu prüfen, mit der, wie immer behauptet wird, die russische Regierung ihre Unterthanen so reichlich beglückt. Eine Ausnahme ist der diesjährige Rußlandsjahr übrigens nur in Bezug auf seine räumliche Ausdehnung, in Bezug auf seine Intensität ist er etwas ganz Normales. Eine Fläche von sechshundert deutschen Meilen Länge und hundert bis zweihundert Meilen Breite, bewohnt von vierzig Millionen lebender Wesen, die den Namen Russen tragen, ist heute nur noch ein riesiges Leichenhaus, in welchem die Töden mit Recht das entsetzlichste erscheinen, aber der Ruß weiß, daß die Hungersnoth seit dem zwölften Jahrhunderte bis in das gegenwärtige hinein, eine immerwährende Gewohnheit ist. Um wissenschaftlich genau zu sein, müßte man zwischen zwei Arten dieser nationalen Heimsuchung unterscheiden: dem nur auf eine einzelne Provinz ausgebreiteten Mißwachs und der allgemeinen Hungersnoth. Von dem letzteren ist das Land niemals frei, während die Wiederkehr der letzteren zwischen sieben- oder achtmal in einem Jahrhunderte schwankt.

Hungersnoth in Rußland bedeutet etwas ganz Anderes, als was in anderen Ländern unter diesem Worte verstanden wird; und zwar ist der Unterschied ein qualitativer. Der gegenwärtige Rußlandsjahr verdient, als besonders typisch für die Gattung, eine kurze Beschreibung. Da Schwarzbrod die Haupt- und fast einzige Nahrung der Landbevölkerung bildet, so bleibt für diejenigen, die keines haben, nichts übrig, wozu sie ihre Zuflucht nehmen könnten. Fällt der Roggen aus, so wird zunächst zu allerhand „Nichtungen“ und Surrogaten

gegriffen. Weide, Gänsefuß, Spreu, Häckel, Sand, zu Pulver geriebene Baumblätter, Rinde, ja selbst getrocknete Dünge, bilden, mit einer Handvoll Roggenmehl als geschmackgebendem Zusatz, in den verschiedensten Theilen einer harten, schwarzlichen Masse, die Brod darstellen soll und den Hungernden zwar über seine schlimmsten Qualen hinweghilft, aber seinen Leib aufschwellen macht. Da das Futter für das Vieh längst von den Bestkern aufgebraucht ist, so schwinden die Thiere dahin und sterben. Pferde, die für zwei und drei Mark ausgeboten werden, sind nicht zu verkaufen und werden sich selbst überlassen, um ihren Eigenthümern den Anblick ihres Todesampfes zu ersparen. Fohlen, die abgemagerten Hunden gleichen, werden vergebens für 25 oder 30 Pfennige angeboten, Pferde-Cadaver liegen zu Hunderten auf den Landstraßen umher und verpestet die Luft. Zu Hundertausenden durchstreifen abgemagerte Bauerngestalten mit schlotternden Knieen das öde, unfruchtbare Land, Opfer des Sturms, der Noth und des Hungers, dieses Vaters der weissen Krankheit, und suchen Nahrung für die hungernden Weiber und Kinder, welche sie vielleicht nie wiedersehen werden. Falls wahnsinnige Weiber stehen in den Kirchen um die Pforten des Himmels. Kinder liegen, mit dem Tode ringend, am Wege und sterben. Diejenigen Buben, die noch im Stande sind, ihren täglichen Nahrungsbuch durch's Dorf zu machen, stoßen auf ganze Familien, die im Sterben liegen. Mitleidig reichen sie ihnen, unter dem Todesröthen der Armen, die Sacramente und überlassen sie dann ihrem Schicksale. Ja, ein Gouverneur oder sein Adjunkt findet oft in einem Dorfe seines Bezirkes die gesamte Bevölkerung hingestreckt, kein einziges Individuum ist darunter, das noch die Kraft hat, sich aufrecht zu erhalten. Väter vergiften aus Mitleid ihre Kinder. Mütter ertränken ihre kleinen Töchter und hängen sich dann selbst auf, oder sie geben sich zu unethischen Zwecken menschlichen Angehörigen hin, die einen Leib vom Grabe retten und die Seele, die in ihm wohnt, verderben. Ach, und noch viel entsetzlichere Geschehnisse sind im Umlauf, daß Eltern, der Wuth der Verhungung erliegend und vom Wahnsinn gepackt, für den kein menschliches Gesetz Rücksicht fordern kann, die eigenen Kinder abschlagen und sie vergehen.

Die Behörden spenden diesen Jammermenschen werthen Widerstand mit der einen Hand einen armenlichen Pfennig, während sie mit der anderen dem armen, hungernden Bauern die letzten Copeten abzwacken. Steuern und Steuer-Rückstände werden aus Leuten „herausgeprellt“, welche Mißwachs und Spendung ärztlicher Hilfe auf das bitterste bedürfen. Steuer-Rückstände, die häufig nur in der Phantasie bezahlter Auspreiser vorhanden sind, werden mit jedes Procent Zuschlag erzuhen; helfen Drohungen nichts, dann wird die Verurtheilung in ausgiebiger Weise zur Anwendung gebracht. Die Verurtheilung ist an Stelle der Rente getreten, ohne daß die Grausamkeit in der Brust der Steuer-Eintreiber sich in ein menschlicheres Fühlen verandert hätte; selbst in dieser Zeit des Hungers und Elends fällt es ihnen nicht ein, nachzuforschen, wo die Ursachen des Nothstandes liegen; sie bestehen einfach auf sofortiger Zahlung. Die Mittel, die sie dabei anwenden, sind höchst drastisch und führen dann schließlich dahin, daß ganze Dörfer dem Ruin verfallen, ohne daß die Forderungen der Staatskasse befriedigt werden können.

In einem Districte hatte sich zu dem Unglück einer Mißernte noch das einer gewaltigen Feuersbrunst gesellt, und die Bauern hatten sich an ihre Verheerung gewandt, nicht um Hilfe, sondern nur um menschliches Erbarmen bei der Entreibung der Steuern. Aber eher hätte der reiche Mann im Evangelium, als er den armen Lazarus um einen Tropfen Wasser bat, seine brennende Junge zu küßeln, als daß er Erbarmung gehabt! Der Dorfvorsteher, unerbittlich wie das Schicksal, kam und befahl darauf, bis auf den letzten Heller bezahlt zu werden. Die armen, zitternden Bauern verlaßen, was zu verkaufen war, um die schuldige Summe zusammenzubringen, und die Steuern wurden richtig in allen Dörfern zusammengebracht bis auf zwei, wo es überhaupt nichts mehr zu verkaufen gab. Aber in Rußland gilt auch die äußerste Unmöglichkeit nicht als Hinderniß, wenn es sich darum handelt, die Klassen des Staates zu füllen. Ueber fünfzig Bauern wurden gepöbeld, geprügelt und in's Gefängniß geworfen. Das geschah am 21. Juni 1891.

Man könnte hier einwenden, daß dies ein Ausnahmefall wäre, der eben so wenig dem Geiste, wie dem Willkürlichen Verfahren des vaterländischen Regiments entspricht, wie man es in Rußland kennt; oder wenigstens gehöre er in die Kategorie der Barbarie der Dorfgeheimde-Tyrannen, wie sie im Innern, wohin das bunte Licht der Publicität selten dringt, noch in voller Blüthe stehen; wahrheitsgemäß sei er nie zur Kenntniss der Regierung gekommen. Die Achtung vor der Wahrheit nöthigt uns, zuzugeben, daß die Districtsregierung damals nichts von dem Vorfall wußte, sondern ihn erst mehrere Tage später erfuhr und, als sie sich gehörig darüber informiert hatte, die Sache keineswegs kühl und gleichgültig behandelte, noch weniger dieselbe billigte; o nein, sie ließ den gramman Dorfvorsteher verhaften und warf ihn in's Gefängniß wegen unangebrachter Rücksichtslosigkeit und Pflichtverletzung, oder, um mich des amtlichen Ausdrucks zu bedienen, wegen „Mangel an Eifer“. Er hätte die Kerle peitschen lassen sollen, bis das Blut in Gestalt goldener Imperialen herunter riefelte.

Das in Verfolg eines finanziellen Systems, welches darauf berechnet zu sein scheint, die Ratten Hungers sterben und die Mäuse auf Krücken gehen zu machen, auf diese Weise aus den Bauern herausgeprellte Geld ist nothwendig zur Erhaltung einer ungeheuren Armee, die, wenn die Zeit gekommen ist, dazu berufen sein wird, all diese Segnungen russischer Civilisation in fremde Länder zu tragen. Dann wird es zum Theil auch sehr nöthig gebracht zur Durchführung einer wichtigen Maßregel, die zum Zwecke hat, alle Juden an den Bettelstab zu bringen, indem man sie aus den Städten, in denen sie seit Menschenaltern als exemplarische Bürger wohnten, ins Elend hinausreibt. Diese Maßregel kostet nicht nur Geld, sondern nimmt auch Zeit und Nothdenken der „Väter des Volkes“, die fortwährend Juden auspeitschen und dieselben hunderte und tausende von Meilen transportiren lassen müssen, bereitig in Anspruch, daß sie bis jetzt nicht die nöthige Mühe finden konnten, darüber nachzudenken, wie sie die gewaltigen Massen ausgezehrten Körner, welche überall auf den Eisenbahnstationen lagern und dort wegen Mangels an rollendem Material verfaulen, den Hungernden und Sterbenden zuführen sollen.

Es gibt aber noch einen anderen Punkt des governmentalen Programms, der nicht verhehlt wird, eine entsetzliche Wirkung hervorgerufen, das ist der offen eingefandene Entschluß der Behörden, gewisse russische

andergläubige zu befehlen und weiter bei Entsetzungen zu lassen. Gewissenlosen hinausgeschleusen sich um sie herum, klagen, als zugehörte sie zu ihrer Klasse, zu ihres Fleisches, zu ihren Heimsuchungen gegenüber aufre.

Auf diese Weise menschliche Wesen und unbedenklich, welchem diese Theorien des Geistes, bilden und gewöhnlich. In der schärfer hervorzuheben gerade dieses von der Hunger stirbt, in schaffig sind, ob mit „Du“ anfangen geredet werde. ein Gefekentwurf ist und nach we erhalten sollte, a habenheit und G sein sollen, vor heis unbedeckten drohung von W Falle der Nichtig.

Was eme Grabesstill ist, die feierlich eindring ihren des Gemaches auf dieser ruht. Häupten brennend halbunkel und Fraueugeht mit Franz geschlungen mit Goldständer der Todten steht vor, thranenreich dem bleichen Gf Schmerze sieht der regungslos, ohne bisweilen schmerz.

Der Sohn ist seßor der Natur, Klang — und die Liebe, der Sorg Mutter. Sein ge blick zusammen, f wenn sein ganzes Leben wolle. A verloren zu haben.

39. C Natl Im Einverm kein wird die d Deutschlands in d Mainz abgehal Mit froher C ferer Stadt dielen Bürgerfahst zu bereiten. Bereits zum seinen Bauern ge In den stürm der Auf zur Sann „Ratho mannung, Erbe! (Ei schließenden jenes Kreuz der Erlösu heit; in d

Dieses Wort, Vaterlandes! In treuen Katholiken! sie wachten auf zu fernst ihr Volf um den Jell Ueberzeugung in thum, und zw Grundfeste der thum im Stande schmöken.

Und als die raucht von äußeres und seiner Rih mo auf dem Rih mo zuert der Kan Gottes Hilfe mit Was lo aus heute, gefestigt durch katholische Deutsch Himmels begleitet, Deutschlands von und belebend, bef Weilen einst v von edlen, hochge von Eiden, unter als sein Rathfolger lofer Eingebung un das ist nummehr Programm für all über Deutschland. So war Mal aus dieser Wohlth ten, von Noth u christlichen Glau den Grund zu De

nt des gouver-
len wird, eine
s ist der offen
ewisse russische.

Der Sohn ist ein tüchtiger Mensch geworden, Professor der Naturwissenschaft; sein Name hat einen guten Klang — und das alles verdankt er der aufopfernden Liebe, der Sorgfalt und den Mühen der jetzt todtten Mutter. Sein ganzes Leben drängt sich in einen Augenblick zusammen, seine Brust ist gepreßt und beengt, und wenn sein ganzes Inneres sich gegen den Verlust auflehnen wollte. Auf ihm lastet eine dumpfe Schwere, sie verloren zu haben, die ihm das Leben gegeben, die nun

Vermischtes.

* Die Vorrathskammer eines Adlernesestes in den Savoyer Alpen gelang es dieser Tage einem

* Die Flucht aus St. Marguërite. Man schreibt der „Frank. Ztg.“ aus Nizza: Sehnachtsnachrichten aus Deutschland haben nicht nur Poeten und sonstige in Deutschland und Ausland verbläugte Menscheninteressen, sondern auch — die Flucht aus St. Marguërite! Der Hofwart der durch Bagaine's Gefangenennahme bekannt gewordenen Kaiserin Elisabeth hat sich mit großen Opfern 2 Rehe aus dem Gefängnis nach Deutschland kommen lassen, welche trotz guter Pflege und relativer Freiheit in der Gefangenschaft zu Grunde gegangen sind.

Die „Rechtsbibliothek“ ist in erster Linie für den kleinen Mann berechnet und hat, da sie auch äußerlich billig ist, großen Werth für ihn; allein sie bietet auch dem Gebildeten, der nicht gerade Jurist ist, eine bequeme Handhabe zur Kenntnisaufnahme aller neuen gesetzlichen Bestimmungen. Sie wird Jedem vorzügliche Dienste leisten und sei darum Jedermann bestens empfohlen!

So war Mainz, der altherwürdige Sitz des heil. Bonifatius, von wo aus dieser Wohltäter und Apostel der Deutschen in einer vielfach zerklüfteten, von Roth und Glend heimgefügten Zeit das einigende Band des christlichen Glaubens um alle deutschen Stämme geschlungen und dadurch

der Dirigent
Wigger, Kaplan zu Weilbergen b. Ochtrup.

Neuß, den 15. Juli 1892.

Der Bürgermeister:
Der Beigeordnete:
Thymissen.

Jedermann kann jährlich mehrere Tausend Mark durch Verwendung seiner freien Zeit verdienen. Offert. unter W. 1617 befördert Rudolf Messe, Berlin S.-W.

